Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift

Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache

Band: 13 (1957)

Heft: 3

Artikel: Mundartforschung und Mundartpflege : Vortrag an der Jahresversammlung vom 10. März 1957 in Schauffhausen

Autor: Wanner, Hans

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-420491

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Sprachspiegel

Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins

Mai / Juni 1957 13. Jahrgang Nr. 3

Mundartforschung und Mundartpflege

Vortrag an der Jahresversammlung vom 10. März 1957 in Schaffhausen

Dr. Hans Wanner, Chefredaktor des Schweizerdeutschen Wörterbuches

Die Mundartforschung ist ein verhältnismäßig junger Zweig der Sprachforschung. Auch die Wissenschaft von der deutschen Sprache befaßte sich während Jahrzehnten fast ausschließlich mit der Entwicklung der Literatursprache von der ältesten Überlieferung bis zum Neuhochdeutschen, ferner mit der Stellung des Deutschen zu den andern germanischen Sprachen und ähnlichen Problemen. Die lebenden Mundarten wurden kaum beachtet, obwohl einzelne Forscher, wie etwa schon Jacob Grimm, deren Bedeutung erkannten oder mindestens ahnten. Man darf daraus keinen Vorwurf machen, gab es doch so ungeheuer viel zu leisten, um die Entwicklung des Gesamtdeutschen auch nur in den Grundzügen zu erfassen. Ohne dieses Fundament hätte eine Mundartforschung auf Sand bauen müssen. Dies beweisen die ersten Versuche schweizerdeutscher Mundartforschung, die der Escholzmatter Dekan *Franz Josef Stalder* unternommen hat. 1806 und 1812 erschienen die zwei Bändchen seines schweizerdeutschen Wörterbuchs unter dem Titel „Versuch eines schweizerischen Idioticon", denen 1819 die Schrift „Die Landessprachen der Schweiz oder schweizerische Dialectologie" folgte. Als persönliche Leistung verdienen Stalders Werke höchste Achtung, und als Stoffquellen sind sie noch heute von unschätzbarem Wert. Aber auf wissenschaft-

liche Geltung konnte die „Dialectologie“ schon beim Erscheinen keinen Anspruch mehr machen, eben weil damals, als sie entstand, das Fundament noch nicht gelegt war. Stalders „Idioticon“ jedoch zeitigte noch nach Jahrzehnten eine Nachwirkung in dem Plan der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, ein neues Idiotikon zu schaffen, das den gesamten schweizerdeutschen Wortschatz auf wissenschaftlicher Grundlage darstellen sollte. Die Vorarbeiten zu diesem Schweizerdeutschen Wörterbuch wurden 1862 aufgenommen. 1881 erschien die erste Lieferung. Heute sind elf gewichtige Bände vollendet, und vom zwölften mit den Buchstaben D, T liegt ungefähr die Hälfte vor.

Die Sammlung und Bearbeitung des Wortschatzes ist wohl das Gebiet der Mundartforschung, das auch außerhalb der Fachkreise am ehesten Interesse findet, aber sie ist doch nur eines. Als erster hat *Jost Winteler* die Laut- und Formenlehre einer einzelnen schweizerdeutschen Mundart untersucht. Seine Schrift über die Kerenzer Mundart (erschienen 1876) hat der Forschung für Jahrzehnte die Richtung gewiesen. Es ist dies die phonetisch-historische Betrachtung des Laut- und Formensystems, die die einzelnen Laute nach physiologischen Gesichtspunkten genau beschreibt und mit Hilfe phonetischer Zeichen darstellt, darüber hinaus auch ihre Entwicklung aus den vorangehenden Epochen, insbesondere aus dem Althochdeutschen, nachzeichnet. Diese Richtung hat bis vor rund 25 Jahren die schweizerdeutsche Mundartforschung beherrscht, namentlich in der Schule *Albert Bachmanns*. Ihr verdanken wir die stattliche Reihe der „Beiträge zur schweizerdeutschen Grammatik“, deren 20. und letzter Band die Mundarten des Kantons Schaffhausen behandelt. Die neue, von *Rudolf Hotzenköcherle* betreute Sammlung der „Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung“ zieht den Rahmen bedeutend weiter, um neueren Richtungen Raum zu geben, so der Verbindung der Wortkunde mit der Sachkunde, namentlich aber der Mundartgeographie, die heute in allen Sprachen, vom Finnischen bis zum Japanischen, im Vordergrunde steht. Das wichtigste Arbeitsmittel der geographischen Sprachbetrachtung ist der *Sprachatlas*. So ist nun, unter Leitung von *Rudolf Hotzenköcherle*, auch ein „Sprachatlas der deutschen Schweiz“ im Entstehen begriffen, der dereinst dem Mundartforscher ein langersehntes, fein geschliffenes Instrument in die Hände geben wird. Der Mundartforschung dienen auch die

Schallplatten, die das Phonogramm-Archiv der Universität Zürich von den verschiedensten Mundarten aufgenommen hat und noch weiter aufnimmt.

Nicht nur Wortschatz, Laute und Formen in ihrem zeitlichen Nacheinander und räumlichen Nebeneinander sind Aufgaben der Mundartforschung. Auch ihre beiden Stiefkinder, Wortbildung und Satzbau, erheischen unsere Aufmerksamkeit. Lebensnahe Mundartforschung darf sich aber nicht auf die linguistischen Belange im engern Sinne beschränken. Wir haben im Vorbeigehen schon die notwendige Verbindung der Wortkunde mit der Sachkunde erwähnt, da wir Wort und Sache nur miteinander verstehen können. Noch viel weniger läßt sich die Sprache als Ganzes vom Menschen trennen. Die Sprache ist der Atem des geistigen Lebens, nur mit Hilfe der Sprache können wir bewußt denken, oder, wie *Leo Weisgerber* es kürzlich formuliert hat: „(Die Sprache) ist der Hauptweg, auf dem die Menschen die Welt des Seins, in der sie körperlich leben, in eine Welt des Bewußtseins, in der sie sich geistig bewegen, verwandeln". Doch auch die Sprache lebt nur im Menschen, genauer gesagt in der menschlichen Gesellschaft. Es ist nötig, an diese Grundtatsachen immer wieder zu erinnern, und zwar ganz besonders im Hinblick auf die Mundart, d. h. eine im wesentlichen nur gesprochene Sprachform. Wir werden später wieder an diese Erkenntnis anzuknüpfen haben. Vorläufig ist noch darauf hinzuweisen, daß die unlösbare Verflechtung des Denkens, Fühlens und Glaubens mit der Sprache Mundartforschung und Volkskunde auf weite Strecken zu Weggefährten macht. Das gilt nicht nur für die sog. Sachkultur, sondern ebenso für Glaube und Brauch und ähnliche Gebiete. Daß diese in der Sprache einen Niederschlag zurücklassen, wird niemand verwundern. Aber auch die Sprache schafft mitunter Vorstellungen, die in die Welt des Volks- oder Aberglaubens gehören. Ein kleines Beispiel: Weitherum herrschte bis vor kurzem der Glaube, Bohnen müsse man am Bonifaziustag stecken, wenn sie gedeihen sollten: der Grund liegt im zufälligen Anklang des Namens Bonifazius an das Wort Bohne. Im bernischen Seeland heißt der Tag auch geradezu Bohnenmachertag, d. h. Boni-facius = Bohnenmacher!

Diese kurzen Hinweise machen sich nicht anheischig, Ihnen einen systemathischen Überblick über die Aufgaben und Methoden der

Mundartforschung zu geben. Ebenso wenig ist hier zu erörtern, was die Mundartforschung für die allgemeine Sprachforschung bedeutet.

II.

Damit wenden wir uns der Mundart*pflege* zu. Die Mundart ist, wie die Sprache überhaupt, den meisten Menschen so selbstverständlich wie Luft und Wasser. So lange diese einigermaßen erträglich sind, kümmern sich höchstens einzelne darum. Erst wenn die Luft fühlbar stickig, das Wasser sichtbar trüb wird, erkennen auch weitere Kreise die drohende Gefahr. Erst als die Mundart schon stark gefährdet war, breitete sich die Einsicht aus, daß auch sie liebevoll gepflegt sein wolle. Der Deutschschweizerische Sprachverein darf sich rühmen, schon bei der Gründung im Jahre 1904 die Pflege der Mundart zu einer seiner Hauptaufgaben gemacht zu haben, zu einer Zeit also, da er damit noch auf wenig Verständnis und noch weniger auf öffentliche Anerkennung hoffen durfte. Seither hat er immer wieder gemahnt und gewarnt, was auch die Liste seiner Veröffentlichungen eindrücklich beweist.

Daß also die Mundart arg bedrängt wird, und zwar von mehreren Seiten zugleich, wird kein Einsichtiger leugnen. In *einer* Hinsicht hat sich die Lage zum Bessern gewendet: im Gegensatz zu den Verhältnissen im letzten und zu Anfang dieses Jahrhunderts wird heute die Mundart wieder allgemein geachtet. Die Gefahr, daß wir — vorerst in den Städten — die Mundart aus falsch verstandenem Bildungseifer freiwillig preisgeben oder aus Gedankenlosigkeit fahrlässig verlieren könnten, ist für einmal gebannt. Freilich, die neuentdeckte Liebe zur Mundart ist leider bei allzu vielen ein bloßes Lippenbekenntnis. Nach wie vor verpantschen sie ihr Schweizerdeutsch mit völlig überflüssigen Brocken aus der Schriftsprache wie aus Fremdsprachen, denn sie halten diese fremden Flicken im Grunde doch für viel vornehmer und gebildeter, etwa *doch doch* für *wowoll, Spiegeleier* für *Stierenauge, Pommes frites* für *Härdöpfelstängeli, Kamm* für *Strä̈l, Träppe* für *Stäge* usw. Doch sind solche mundartfremden Ausdrücke, so sehr sie auch stören, noch verhältnismäßig harmlos. Weit verheerender wirkt es, daß viele Gebildete — und alle jene, die sich den Schein der Bildung geben wollen — entweder nicht fähig oder nicht gewillt sind, wirklich mundartliche Sätze zu bilden. So entsteht dann jene abscheuliche

Zwittersprache, die wir besonders in der öffentlichen Rede, in Sitzungen aller Art, aber mehr und mehr auch im privaten Gespräch zu hören bekommen. Die Sätze sind schriftdeutsch gedacht oder gar geschrieben — meist noch in schlechtem Schriftdeutsch — und notdürftig in die Laute einer Allerweltsmundart gekleidet. So etwa, wenn ein Vereinspräsident die Mitgliederversammlung folgendermaßen anredet:

„Verehrti Anwäsendi! Es ist mir e großi Ehr, Si im Name des Vorstands zu üserer hütige Generalversammlig begrüeße z dörfe. Us Ihrem zahlrichen Erschine, das Ihres unverminderts Inträsse an üsem Verein einmal mehr under Bewis stellt, darf ich mit tiefgfüehlter Genuegtuung erseh, daß Sie de hehre Zile, die sich üsen Verein ufs Banner gschribe hät, au witerhin voll und ganz und mit Isatz aller Ihrer Chraft unentwegt Gefolgschaft z leiste gewillt sind. In diesem Sinne erklär ich die hütige Versammlig als eröffnet."

Sie sagen vielleicht, dieses Beispiel sei gemacht. Aber haben wir nicht schon ungezählte Male Derartiges und noch Schlimmeres gehört, und — Hand aufs Herz! — haben wir nicht etwa schon in einer schwachen Stunde Ähnliches, wenn auch weniger Schlimmes, selber verbrochen?

So sehen wir hier den stets noch wachsenden Einfluß der Schriftsprache am Werk. Aber die Mundart ist auch von innen her bedroht. Seit dem Aufschwung von Industrie und Verkehr hat eine eigentliche Binnenwanderung eingesetzt. In den Städten und ihren Vororten in weitem Umkreis ist die alteingesessene Bevölkerung längst zur Minderheit geworden. Die Kinder der Zuzüger sprechen zwar im großen und ganzen die Ortsmundart, aber durchsetzt mit Wörtern und Wendungen aus der Mundart ihrer Eltern. Vor allem aber nehmen sie die auffälligen lautlichen Eigenheiten der Ortsmundart nicht an. Damit beeinflussen sie wiederum die Mundart ihrer Altersgenossen unter den Alteingesessenen. Aus der bereits angetönten Schwäche heraus, die das Fremde stets als vornehmer empfindet, schämen sie sich der rein lokalen Merkmale ihrer angestammten Mundart. *Ein* Beispiel: Wie viele von den Einwohnern der Stadt Schaffhausen sprechen noch *guu, stuu, luu, chuu, nii, gii*? Man wird die letzten im Altersheim suchen müssen.

Neben dem Bevölkerungsaustausch wirken noch andere Kräfte darauf hin, daß sich unsere Mundarten fortschreitend einander

angleichen. Wir können hier nicht näher darauf eintreten. Die paar Hinweise, die ich gegeben habe, zeigen wohl genügend, daß wir die Mundart pflegen müssen, wenn wir sie nicht verlieren wollen. Aber *wollen* wir sie wirklich erhalten? Warum Mühe und Arbeit an ein solches Unterfangen verwenden, statt einfach den Dingen den Lauf zu lassen? Wir könnten die Frage einfach so beantworten: Was wir aufrichtig lieben, das wünschen wir auch zu behalten. Aber wir müssen hier schon etwas tiefer graben. Die Mundart ist unsere Muttersprache im engsten Sinne des Wortes. In ihr haben wir die ersten Worte gelallt, in ihr hat Freud und Leid der Kindheit Ausdruck gefunden. Im Gewand der Mundart haben zum ersten Mal Märchen und biblische Geschichten unsere Phantasie und unser Gemüt bewegt. Mundart haben Eltern und Geschwister und Spielkameraden mit uns gesprochen. Dennoch ist die Mundart nicht bloß eine sentimentale Kindheitserinnerung. Wohl sind wir dann nach und nach in die Schriftsprache hineingewachsen, und diese hat uns — wir bekennen es dankbar — eine noch viel weitere Welt des Geistes, der Wissenschaft, des Denkens und der Dichtung aufgeschlossen, eine Welt, die wir ebensowenig missen möchten. Aber auch auf diesem Weg ist uns die Mundart als bescheidene, unaufdringliche Gefährtin zur Seite geblieben, und wo wir stillgehalten haben zu unbeschwerter Rast oder zu besinnlicher Einkehr, da hat *sie* zu uns gesprochen. Oder ohne Bild ausgedrückt: Wie viel Großes und Hohes die Hochsprache uns immer geschenkt hat, unser ureigenstes Denken und Empfinden bleibt in der Mundart verwurzelt. Nun ist die Sprache nicht eine rein persönliche Sache des Einzelnen, mit der er nach Belieben schalten und walten kann. Sie ist Besitz einer Gemeinschaft und zugleich eine der stärksten Kräfte, die eine Gemeinschaft entstehen lassen, gestalten und zusammenhalten. Wenn wir uns das alles recht deutlich vergegenwärtigen, dann wird uns auch bewußt, was wir mit den Mundarten sonst noch verlieren müßten. Wir wären einfach nicht mehr dieselben Menschen, oder wie *Friedrich Staub,* der Gründer des Schweizerdeutschen Wörterbuchs, es ausgedrückt hat: „Unsere Sprache, das sind wir selber ... mit unserer eigentümlichen Sprache würden wir unsere schweizerische Denkart aufgeben". Erlauben Sie mir einen Vergleich: Wenn man — was der Himmel verhüten wolle — den Munot abbricht und die uns so vertraute Schaffhauser Altstadt niederreißt, dann kann man zeitgemäße und praktische Gebäude errich-

ten, in denen sich auch leben und sterben, lieben und hassen, arbeiten und feiern läßt. Mit der Zeit wird ein Geschlecht heranwachsen, das die alte Stadt nicht mehr gesehen hat und sie darum auch nicht vermissen kann. Dieses neue Geschlecht braucht deswegen weder schlechter noch besser zu sein als das jetzige. Aber wäre die neue Stadt diesen Menschen noch eine Heimat, von der sie sagen könnten: für uns gibt es nur eine? Wären sie noch Menschen von lokalbedingter Eigenständigkeit, das, was man einen bestimmten Menschenschlag nennt? Würden sie noch fest wurzeln in einer Stadt, die ebenso gut in Amerika stehen könnte? Wären sie nicht eher bloß Exemplare des Zivilisationsmenschen, dem man überall begegnen kann, zufällig hier angesiedelt und mit dem Ort höchstens verbunden durch den Grundsatz: Wo ich gut verdiene, da bleibe ich?

Vielleicht sind Sie nicht geneigt, dem Verlust des Heimatbildes eine so tiefgreifende Wirkung zuzuerkennen. Wer sich aber nicht ganz dem Gelddenken verschrieben hat, wird mindestens zugeben, daß nicht bloß sogenannte Sehenswürdigkeiten verloren gingen, denen ein paar unzeitgemäße Romantiker rührselige Tränen nachweinen, sondern daß vorab die Einheimischen innerlich ein gutes Stück ärmer würden. Unsere Mundart, die Sprache des täglichen Umgangs mit den Mitmenschen, die Sprache, in der wir denken und träumen, handeln und wünschen, leiden und frohlocken, ist mit unserm ganzen Sein und Leben noch viel enger verwoben als das, was man etwa das „Antlitz der Heimat“ nennt. Die Sprache, und ganz besonders die Mundart, ist, wie schon gesagt, ein Teil unseres Wesens und zugleich ein Teil unserer geistigen Heimat. Mit der Mundart verlören wir also einen Teil unseres Selbst und würden geistig und seelisch heimatlos, entwurzelt. Die späteren Geschlechter wären zwar in die gemeindeutsche Umgangssprache so hineingewachsen, daß sie den Verlust der Mundart gar nicht mehr empfinden könnten. Man darf auch nicht glauben, jene Umgangssprache sei an sich ein Gebilde minderen Wertes. Sie erlaubt ebenso gut, das Denken und Fühlen in Worte zu fassen, d. h. sich selbst bewußt zu machen oder andern mitzuteilen. Aber jene Sprache ist nicht *unsere* Art, die Welt zu erfassen. Jenes der Mundart völlig entfremdete Geschlecht wäre wiederum weder besser noch schlechter als wir, aber eben anders. Es wären schweizerische Staatsbürger deutscher Sprache, wohl ebenso gute, viel-

leicht sogar willfährigere Staatsbürger als wir, aber keine Deutschschweizer mehr im heutigen Sinne des Begriffes.

Mundartpflege darf sich nicht auf die Abwehr schriftsprachlicher Einflüsse beschränken, d. h. auf den Schutz der Mundart schlechthin, die es im Grunde gar nicht gibt. Sie muß auch versuchen, die landschaftliche und örtliche Eigenart der *Einzel*mundart zu wahren. In dieser und mit dieser lebt und wirkt der gesunde Heimatstolz, der Wille zur Selbständigkeit im Rahmen des Ganzen, den man nicht einfach als Kantönligeist und Kirchturmpolitik verschreien darf. Der Damm ausgeprägter, eigenständiger Orts- und Landschaftsmundarten schützt uns vor den Fluten eines kulturellen wie politischen Zentralismus. Zentralistische Systeme haben mit gutem Grund überall und immer scheel auf die Mundarten gesehen. Es genügt, hier an Rengger zu erinnern, den Kultusminister der „einen und unteilbaren Helvetischen Republik".

Der Mundartpflege kommt also auch staatspolitische Bedeutung zu, und diese müssen wir noch kurz von einer andern Seite beleuchten. Dabei ist zunächst vor jenem Mißverständnis, das besonders in den stürmischen dreißiger Jahren viele Köpfe verwirrt hat, eindringlich zu warnen. Von der Begehrlichkeit des damaligen Deutschland und seiner Heim-ins-Reich-Propaganda erschreckt, empfanden viele das Bedürfnis, sich vom nationalsozialistischen Deutschland auch durch die Sprache zu unterscheiden, während andere befürchteten, die Sprachgemeinschaft mit dem Reiche könnte den Vorwand zum sogenannten „Anschluß" liefern. So forderten gewisse Kreise, wir sollten die deutsche Gemeinsprache preisgeben und eine deutschschweizerische Schriftsprache schaffen. Es würde weit über den Rahmen meines Themas hinausgehen, die praktischen Schwierigkeiten und die sehr bedenklichen Folgen eines solchen Unterfangens darzulegen. Nun — Diktatoren sind, wie man nachgerade wissen dürfte, um Vorwände nie verlegen. Entwindet man ihnen einen, so haben sie zehn neue bereit. Es wäre darum sträflicher Leichtsinn zu glauben, ein sprachlicher Grenzwall könnte machtgierige Nachbarn von einem Angriff abhalten. Aber ebenso fest bin ich davon überzeugt, daß der Verlust der Mundarten unsern *Willen* zur Unabhängigkeit empfindlich schwächen würde. Wir haben erkannt, daß die Mundart einen Teil unseres Wesens ausmacht. Wenn wir diesen Teil preisgeben, dann

wird etwas anderes, Fremdes an dessen Stelle treten, und dieses Fremde wird uns fremden geistigen und politischen Einflüssen leichter zugänglich machen. Der Verlust würde mindestens die ersten paar Generationen geistig heimatlos lassen, in deren Innerem eine leere Stelle schaffen. Solche leeren Stellen sind Brutstätten eines schleichenden, schwer faßbaren und darum schwer zu bekämpfenden Mißbehagens. Wer als gebildet gelten will, braucht heute für ein solches Mißbehagen das französische Wort „malaise". Dieses Wort nennt uns zugleich ein Beispiel im eigenen Land. Um die Jahrhundertwende führte man im Welschland unter Anführung der Erziehungsbehörden, von einem falschen Bildungsideal geblendet, einen Vernichtungskrieg gegen die Mundarten. Dieser brachte insbesondere in den Kantonen Neuenburg, Waadt und Genf einen fast vollständigen „Erfolg". Heute, nach etwa zwei Generationen, herrscht dort das „malaise", das Mißbehagen, die Unzufriedenheit. Ich behaupte nun keineswegs, der Verlust der Mundart sei die einzige Ursache dieses Zustandes. Aber wenn uns dazu Kenner der Verhältnisse versichern, daß in jenen Gebieten ein großer Teil der Bevölkerung wohl keine Mundart mehr spreche, aber ebenso wenig ein sauberes Gemeinfranzösisch, dann sehen wir das Bild der Übergangsgenerationen, wie wir es aus unseren grundsätzlichen Erwägungen theoretisch abgeleitet haben, Zug um Zug als unerfreuliche Wirklichkeit vor uns. Nur am Rande sei noch bemerkt, daß heute auch im Welschland eine Vereinigung von Mundartfreunden am Werke ist. Mundartpflege wird sie freilich nur in den Gegenden treiben können, wo die Mundart überhaupt noch lebt, d. h. vor allem im Unterwallis und im Freiburgischen. Im größten Teil des Welschlandes laufen ihre Bemühungen auf Wiederbelebungsversuche hinaus. Es ist nicht unsere Sache, über Aussichten und Zweckmäßigkeit dieses Unternehmens zu urteilen. Aber wir ziehen für uns die Lehre daraus, es sei besser, die Dinge nicht erst so weit kommen zu lassen.

Es wäre noch manches anzuführen, aber es genügt, wenn Ihnen erneut bewußt geworden ist, daß die Pflege und Erhaltung unserer Mundarten eine sehr ernst zu nehmende Aufgabe ist. Wenn wir diese Aufgabe einmal als unsere Pflicht, und zwar hier und heute, erkannt haben, dann werden wir auch nicht lange zaghaft fragen, ob es überhaupt möglich sei, die Mundart erfolgreich zu verteidigen. Wer etwas wirklich verteidigen *will*, hält sich nicht

bei solch mutlosen Überlegungen auf, sondern sinnt lieber darauf, wie man das Ziel am sichersten erreichen kann. Und aussichtslos ist dieser Kampf keineswegs, denn noch sind unsere Mundarten im Marke gesund und lebenskräftig.

III.

In den beiden vorangehenden Teilen habe ich Ihnen gewissermaßen die Partner vorgestellt: Mundartforschung und Mundartpflege. Zwischen beiden steht das Wörtchen „und", das die Zusammengehörigkeit schon andeutet. Auf den ersten Blick scheinen die beiden freilich nicht mehr mit einander gemeinsam zu haben als den Gegenstand, eben die Mundart. Der Mundartpflege kann es schließlich gleichgültig sein, wie sich Laute, Formen, Wortschatz usw. einer bestimmten Mundart als Einzelerscheinungen wie als Ganzes in Zeit und Raum entwickelt haben. Oder wer etwa die Mundartwörter *gääch* und *Rank* gegen *steil* und *Kurve* verteidigen will, dem hilft es wenig, wenn er ihre Etymologie kennt. Dem tief eingewurzelten Vorurteil, das Fremde sei vornehmer, gebildeter, ist auch nicht beizukommen mit dem Hinweis, daß selbst der Preuße Adelung noch 1801 in seinem Wörterbuch erklärt, für *steil* sei „in der anständigern Sprechart *jähe* üblich". Anderseits braucht sich die Mundartforschung nicht um die Erhaltung der Mundart zu kümmern. Die Wissenschaft hat Tatbestände zu erforschen, in ihren Beziehungen zu Umwelt und Vergangenheit abzuklären, zu deuten, die treibenden Kräfte aufzudecken, kurz: Erkenntnis zu gewinnen. Man hat darum schon allen Ernstes behauptet, die Mundartpflege greife willkürlich in die natürliche Entwicklung der Sprache ein und sei deshalb vom Standpunkt der Wissenschaft als unerwünschte Störung abzulehnen. Rein theoretisch betrachtet ist diese Auffassung richtig. Aber sie ist un-menschlich. Sie fordert Wissenschaft um der Wissenschaft willen. Doch wie hoch wir den Eigenwert jedes wissenschaftlichen Bemühens und jeder Erkenntnis auch immer schätzen, so dürfen wir darüber doch den Menschen nicht vergessen. Wir müssen uns bewußt bleiben, daß neben den verstandesmäßigen Kräften, die nach Erkenntnis drängen, die seelisch-gemüthaften ebenso stark das Wesen des Menschen prägen und — vom Ganzen aus gesehen — mindestens ebenso wertvoll sind. Gerade in den Tiefen des Seelisch-Gemüthaften wurzelt unser Verhältnis zur Mundart.

Das gilt für den Mundartforscher genau so wie für alle andern Glieder der Mundartgemeinschaft. Die Folgen, die der Verlust der Mundart nach sich ziehen müßte, träfen ihn nicht minder als alle andern. Jene Art von Wissenschaftern, die sich in ihrer Gelehrtenklause abschließen und jede Berührung mit dem wirklichen Leben, mit der Umwelt der Menschen und Dinge tunlichst vermeiden, taugt im Grunde gar nicht zum Mundartforscher. In dieser unmittelbarsten Sprachform liegt die ganze Fülle des Lebens beschlossen, und wer an diesem Leben nicht Teil hat, der bleibt ein bloßer Laut- und Formenkrämer oder ein Wortklauber. Der deutschschweizerische Mundartforscher ist als aktiver Mundartsprecher auch wissenschaftlich in einer besonders glücklichen Lage, die ihm erlaubt, mit der Mundart zu leben, anstatt sie nur von außen zu beobachten. Schon rein von seinem Standpunkt als Wissenschafter wird er darum bestrebt sein, diesen Zustand zu erhalten. Aber das ist nicht einmal die Hauptsache. Gewichtiger ist der Umstand, daß er als Glied der Mundartgemeinschaft auch an der Verantwortung für diese Gemeinschaft mit-trägt. Seinem besondern Wissen und Wesen und Leben der Mundart entsprechend, ist sein Anteil an der Verantwortung größer.

Nun muß man zwar nicht unbedingt Mundartforscher sein, um Überlegungen anzustellen, wie wir im zweiten Teil dieses Vortrages getan haben. Aber vom Mundartforscher darf man ein vertieftes Verständnis für die Mundart erwarten. Seine Berufskenntnisse erlauben ihm, Möglichkeiten und Grenzen, Wege und Irrwege der Mundartpflege klarer zu sehen. Was aber Laien oft von ihm wünschen, das kann auch er nicht bieten: nämlich ein allgemein gültiges Rezept, ein Wundermittel, das alle Gebrechen der Mundart aufs Mal heilen würde. Er weiß nur einige Ratschläge zur Gesundheitspflege der Mundart zu geben. Einer der wichtigsten davon heißt: mit der so oft verkündeten Achtung vor der Mundart — und vor der Sprache überhaupt — einmal Ernst machen. Man muß es darum immer wieder sagen, daß Mundart und Schriftsprache zwei durchaus gleichwertige Sprachformen sind, jede an ihrem Ort. Aber man muß es nicht nur sagen, man muß darnach handeln. Wer unnötig fremde Brocken in seine Mundart mischt, wer schriftdeutschen Satzbau auf seine schweizerdeutschen Laute und Wörter pfropft, der beweist nicht Bildung, sondern Gedankenlosigkeit — und das noch im besten Falle.

Man muß ferner endgültig damit aufhören, auch in der Schule, die Schriftsprache als „gutes Deutsch“ der Mundart gegenüber zu stellen. Es gibt gutes Schriftdeutsch und gute Mundart, aber auch schlechtes Schriftdeutsch und schlechte Mundart, und das Schlimmste von allem ist eben jene Zwittersprache, von der ich Ihnen ein Beispiel zitiert habe.

Ein weiterer Rat: Hüten wir uns davor, unsere Mitmenschen stets zu schulmeistern und ihnen damit die Mundart zum Überdruß zu machen! Fangen wir mit der Mundartpflege bei uns selber an und versuchen wir weniger mit Belehrung als mit dem eigenen Beispiel zu wirken! Dazu braucht es ein gewisses Sprachgefühl, Fähigkeit zur Selbstkritik, den Willen, der eigenen Eitelkeit immer wieder ein Schnippchen zu schlagen, und den Mut, das ererbte Sprachgut in Laut, Wortschatz und Satzbau nicht nur im stillen Kämmerlein zu verehren, sondern sich auch in der Öffentlichkeit dazu zu bekennen, indem man es braucht. Jede Mundart ist an sich jeder andern ebenbürtig. Warum soll sich denn z. B. der Schaffhauser schämen, *ich waaß, Schübling, Wägili* und *Tünne* zu sagen? Es ist doch in seiner Mundart genau so gut und so richtig wie *ich weiß, Schüblig, Wägeli* und *Wähe* in der des Zürchers. Nun ja, man fällt vielleicht ein wenig auf damit. Aber wir wollen doch nicht farblose Einheitsdeutschschweizer sein, sondern Schaffhauser und Glarner, Emmentaler und Toggenburger usw.

Und doch muß der Mundartforscher auch warnen: Man darf nicht jede Veränderung der Mundart von vornherein engstirnig bebekämpfen, denn — wie es *Bruno Bösch* treffend ausgedrückt hat, „Sprachwandel ist nicht Sprachzerfall“. Mit andern Worten: Jede Sprache, auch die Mundart, ist einem steten Wandel unterworfen, einem unaufhörlichen Auf und Ab von Werden und Vergehen. Wenn die Mundart lebendig bleiben soll, muß sie auch Raum haben, sich zu entwickeln; sonst kann sie uns heute nicht mehr angemessen dienen und einem künftigen Geschlechte schon gar nicht mehr. Wir dürfen sie nicht künstlich so erhalten, wie sie zur Zeit unserer Urgroßeltern war. Das gilt namentlich für den Wortschatz. Neue Dinge, Anschauungen, Begriffe verlangen neue Ausdrücke, und da wir zum Glück nicht zu jenen gehören, die alles selber erfunden haben, ergibt es sich von selbst, daß wir mit der Sache oft auch das Wort übernehmen, meistens aus der Schrift-

sprache, z. T. auch aus Fremdsprachen. Das ist schon immer so gewesen. Wer wollte heute behaupten, *flicke* sei nicht gut schweizerdeutsch? Dennoch ist dieses Wort erst mit der Lutherbibel zu uns gekommen, und am Anfang mußte man es den Schweizern noch übersetzen. *Hërd* i. S. v. Kochherd wurde noch vor 70 Jahren als unschweizerisch angeprangert. *Chuust* (in andern Mundarten *Choust*) scheint den meisten ein geradezu urtümlich schweizerisches Wort zu sein. In Wirklichkeit ist es erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts aufgekommen als technisches Kunstwort für eine neue Erfindung der Hafner, die sie als „Holzersparungskunst" anpriesen. Etwas ganz anderes aber ist es, Wörter zu borgen für Dinge, die bei uns längst einen Namen haben, wie die bereits erwähnten *Kamm* für *Strääl, steil* für *gääch, Schlagrahm* für *gschwungne Niidel* und ähnliches. Das Allerschlimmste aber bleiben jene öden Klischeewendungen, die mechanisch in schweizerdeutsche Laute umgesetzt werden. Ich verzichte auf weitere Beispiele dafür — es könnte Ihnen sonst den Appetit verderben. So abscheulich jene Phrasendrescherei in der Schriftsprache klingt — in der Mundart ist sie schlechterdings unerträglich.

Auch Fremdwörter sind schon immer in die Mundart eingedrungen. Aber man hatte den Mut, sich diese Wörter mundgerecht zu machen. So wurde aus *Bouteille Budälle,* aus *Cafetière Kafitiere* oder gar *Kafitiger,* aus *point d'honneur Puntenöri* usw. Heute sind wir viel zu stolz auf unsere Sprachkenntnisse — man könnte auch sagen: zu verbildet —, als daß wir uns solche Umgestaltungen noch erlauben würden. Dazu überschwemmt eine noch stets steigende Flut von völlig überflüssigen Fremdwörtern die Mundart genau so wie die Schriftsprache. In schweizerdeutsche Rede Brocken zu mischen wie *Airport, public relations, Girlbluse* und *Teenager,* um nur ein paar aus diesem Heer zu nennen, ist ganz einfach eine äffische Narretei.

Der verantwortungsbewußte Mundartforscher muß gelegentlich selbst gewisse Freunde der Mundart vor Übereifer, Übertreibungen und Einseitigkeiten warnen, die dem Ansehen der Mundartpflege schaden und ihren Erfolg beeinträchtigen könnten. Da ist einmal jene Gattung von Mundartrednern und -schreibern zu nennen, die glaubt, sogenannte urchige Mundart äußere sich vor allem in *Kraftausdrücken* und im *Derben,* dann jene andere, die

im *Sentimentalen,* in einer kindischen Häufung von Kosewörtern und Verkleinerungsformen schwelgt. Richtig ist zwar, daß die Mundart als eine naturnahe Sprache reicher ist an gefühlsbetonten Wörtern als die Schriftsprache. Man weiß auch, daß Wörter wie *Grind, hocke* u. a. nicht in allen schweizerdeutschen Mundarten als grob empfunden werden. Ebenso weiß man, daß gewisse Gegenden mit auffälliger Vorliebe die Verkleinerungsform brauchen in Fällen, in denen sie andernorts lächerlich wirken würde. Gottfried Keller hat diese letzte Beobachtung im „Fähnlein der sieben Aufrechten" verwertet in der Szene mit den beiden Entlebucher Sennen. Man wird sich also hüten müssen, vorschnell zu verurteilen, besonders wo man nicht der eigenen Mundart gegenüber steht. Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß man sich normalerweise auch in bestem, bodenständigstem Schweizerdeutsch so ausdrücken kann, wie es einem vernünftigen, gesitteten Erwachsenen wohl ansteht. Dann gibt es noch jene Gattung, die man die Antiquare und *Raritätenhändler der Mundart* nennen kann. Sie spicken ihre Sprache mit längst verschollenen Ausdrücken, die kaum jemand mehr versteht, und wenn sie wieder einen solchen ausgegraben haben, wiederholen sie ihn bis zum Überdruß. Alle diese Auswüchse verzerren das Bild der Mundart und fördern ihre Pflege nicht. Wir finden sie ganz besonders bei gewissen Verfassern von Mundartgeschichtchen und -gedichtchen. Dagegen erkennt man die berufenen Mundartschriftsteller und -dichter schon äußerlich daran, daß sie eine natürliche Sprache schreiben, keine verkrampfte und verzerrte. Ihre Werke mehren das Ansehen der Mundart weit stärker als alle Vorträge und Aufsätze darüber — könnten es mindestens, wenn sie mehr gelesen würden.

Einsichten, wie wir sie eben dargelegt haben, sind nicht ausschließlich dem Mundartforscher vorbehalten. Dieser aber ist sozusagen von Berufs wegen verpflichtet, über das Wesen und den Geist der Mundart, über ihre natürlichen Wandlungen, ihre Zerfallserscheinungen und ihre Lebensmöglichkeiten immer wieder nachzudenken, ebenso über ihr Verhältnis (n i c h t Gegensatz) zur Schriftsprache, ihre Beziehungen zum Mundartträger, dem Einzelnen wie der Gemeinschaft. Er muß es darum besonders lebhaft fühlen, daß die Mundartpflege nicht eine Liebhaberei, das Steckenpferd von ein paar Romantikern und Sonderlingen ist, sondern — wie ebenfalls schon gesagt — eine Aufgabe, die wir alle nicht

ernst genug nehmen können, weil sie an die Wurzeln unseres ganzen Wesens rührt. Daher darf der Mundartforscher der Mundartpflege nicht als einer unwissenschaftlichen Angelegenheit vornehm-kühl von weitem zuschauen. Im Gegenteil, er soll tatkräftig und im geistigen Sinne führend mitarbeiten. Damit meine ich nicht, daß er auch die äußere Führung beanspruchen oder gar an sich reißen solle. Das wäre vielleicht nicht einmal vorteilhaft. Aber er darf nicht müde werden zu mahnen, zu warnen, aufzurütteln und aufzuklären, und vor allem immer wieder zu sagen, was mit den Mundarten auf dem Spiele steht. Er muß mit allen Kreisen zusammenarbeiten, in denen der Gedanke der Mundartpflege Fuß gefaßt hat. Anderseits ist die Mundartpflege wohlberaten, wenn sie die Dienste, die ihr die Mundartforschung leisten kann, nicht zurückweist. Sie soll auch nicht gleich nach dem Scheiterhaufen rufen, wenn ein Mundartforscher vor Einseitigkeiten und Entgleisungen warnen muß. Irren können beide Seiten. Aber sie müssen Zutrauen zu einander haben. Mundartforschung und Mundartpflege gehören in der deutschen Schweiz zusammen. Es braucht sie beide, um die große, täglich sich neu stellende Aufgabe zu bewältigen.

Von der Arbeit unserer Mundartforschung

Dr. Kurt Meyer

Neben den beiden rüstig fortschreitenden großen Werken, dem *Schweizerdeutschen Wörterbuch* (Idiotikon) und dem *Sprachatlas der deutschen Schweiz,* von denen hier schon öfters die Rede war, bringt die wissenschaftliche Arbeit an unsern Mundarten fast Jahr für Jahr auch Einzeluntersuchungen von zum Teil bedeutendem Gewicht hervor. Der Leser des „Sprachspiegels", auch wenn er den besondern Fragestellungen der Sprachwissenschaft ferner steht, dürfte es doch wohl begrüßen, einen Überblick auch über diese Arbeiten und ihre Hauptergebnisse zu bekommen.

Wir wollen hier nicht weiter zurückgreifen als bis 1955 und machen den Anfang mit den beiden neuesten Bänden der *Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung,* die Professor Hotzenköcherle in Zürich (in Verbindung mit dem Schweizer-